

concilium

Thema: Die Zukunft des religiösen Erbes

Das vielfältige Erbe innerhalb des Christentums: Jerusalem contra Athen?

Rafael Aguirre

I. Orient und Okzident in der Bibel

Zur Zeit der Aufteilung der Erde (Gen 10) wurden den Söhnen Jafets die Völker Kleinasiens und der Mittelmeerinseln zugesprochen und den Söhnen Hams die Länder des südlichen Ägypten und Äthiopiens. Zwischen beiden Gruppen verblieben die Söhne Sems, die Vorfahren der Hebräer. Darin gibt es eine bemerkenswerte Dosis Ethnozentrismus, aber die Bibel bewahrt ein historisches Gedächtnis, das als eines seiner grundlegenden Elemente die Verbundenheit mit diesem kleinen Landstreifen des östlichen Mittelmeerraumes hat. Bereits seine Bezeichnung ist konfliktträchtig (Israel, Juda, Palästina, Heiliges Land). Es ist ein Durchgangsland und dem wechselvollen Schicksal der Reiche im Norden (Assyrien, Babylonien, Persien ...) und im Süden (Ägypten) ausgeliefert. Jesaja sagt, dass Israel der „Mittler zwischen Ägypten und Assyrien [...] inmitten des Landes“ sei (Jes 19,24). Die Bibel ist das Ergebnis eines ständigen Aufeinandertreffens unterschiedlicher Kulturen im Lauf der Jahrhunderte. Sie ist das Kondensat des kollektiven Gedächtnisses eines Volkes, das seine gesellschaftliche Identität ausgebildet hat. Dabei hat es - im Kontakt mit den Reichen, die diesen kleinen, armen, aber strategisch wertvollen Landstreifen beherrscht haben, auf etwas

Geschichte und viel Mythenbildung zurückgegriffen. Die Tatsache, ein Schmelztiegel der Zivilisationen zu sein, führte dazu, dass das religiöse Bewusstsein auf diesem Ort des Planeten zu besonderer Reife gelangte.

In der Zeit vom 3. Jahrhundert vor bis zum 3. Jahrhundert nach Christus, in der sich die Identität des Christentums und des Judentums in gegenseitiger Abgrenzung und in Unterscheidung vom Heidentum in der Gestalt herausbildete, wie wir sie heute kennen, liegt etwas von besonderer Bedeutung. Vom Westen und Norden her tauchte plötzlich ein neuer historischer Einflussfaktor auf. Die zeitgenössische Forschung hat deutlich herausgearbeitet, dass die Beziehung zwischen der biblischen Welt und der Welt des Griechentums in Wirklichkeit sehr alt ist. M. L. West zufolge liegt der orientalische Einfluss auf Griechenland in allen Epochen und auf den unterschiedlichsten Gebieten klar auf der Hand.¹ Es gibt Spuren von Kontakten mit der Literatur des Nahen Ostens bei Hesiod, in der Ilias, der Odyssee und in den Mythen und der Dichtkunst Griechenlands. Der Gegensatz zwischen griechischem und semitischem Denken, den einige Autoren² vor noch nicht allzu langer Zeit konstruierten, war eine maßlose Übertreibung. Er lieferte ihnen die Rechtfertigung dafür, gegenüber den biblischen Religionen im Vergleich zur Kultur der Moderne eine abwertende und konservative Haltung einzunehmen.

Als Alexander der Große die Perser besiegte (333 v. Chr.), entstand aufgrund ihrer Beziehung zum Orient eine neue griechische Kultur: der Hellenismus. Alexander vernichtete das persische Reich, anscheinend gelangte er auch nach Palästina, er eroberte Ägypten und kam bis nach Indien. Das bedeutete die Durchsetzung des Griechischen als Verkehrssprache bis in den Osten, die Gründung neuer Städte und die Ausbreitung des Einflusses der griechischen Philosophenschulen (Neuplatonismus, Stoizismus, Epikureismus, Kynismus). Doch Alexander respektierte die alten orientalischen Zivilisationen, die ihrerseits die klassische griechische Kultur beeinflussten. Der Kaiserkult, der orientalischen Ursprungs war, fand schließlich in die hellenistische und dann in die römische Welt Eingang. Die Mysterienkulte (Cibeles und Atis in Kleinasien, Adonis in Syrien, Mithras in Persien, Osiris in Ägypten) fanden im Westen Anklang. Die Nationalgottheiten, die nicht in der Lage gewesen waren, ihre Völker zu retten, verloren an Ansehen, doch die Eroberer boten keinen Glauben an, der den, den sie zerstört hatten, hätte ersetzen können. Die Krise der Nationalgottheiten weckte die Sehnsucht nach einem Gott, der das Individuum rettet. Unter den Nachfolgern Alexanders - den Ptolemäern in Ägypten und den Seleukiden in Syrien, und später den Römern als neuen Herrschern - entwickelte sich der Hellenismus weiter; ein Prozess der religiösen und kulturellen Vermischung fand statt, der Einflüsse aus vielen Richtungen aufnahm. Dies wurde durch die enorme soziale Mobilität im Mittelmeerraum begünstigt.

II. Das Judentum in der Diaspora

Der Hellenismus beeinflusste das Judentum insgesamt, auch das in Palästina, doch in besonderer Weise wirkte er sich auf das Judentum in der Diaspora aus. Dieses war sehr verbreitet. Einige haben errechnet, dass es etwa sieben Millionen Juden in der Diaspora gab. Es gab eine östliche Diaspora in der Umgebung Babylons, das im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. große Bedeutung erlangte. Für die Zeit zuvor war es aus Mangel an entsprechenden Belegen kaum zur Kenntnis genommen worden, doch wie die Texte von Qumran gezeigt haben, war es stark und schöpferisch. Das hellenistische Judentum im Mittelmeerraum bewahrte seine Identität, aber es legte dabei eine allgemeine Haltung der Offenheit gegenüber der hellenistischen Kultur an den Tag. In ihrer Aneignung des Griechischen gingen die Juden sogar so weit, im 2. Jahrhundert v. Chr. in Alexandria, einem wichtigen Zentrum des Hellenismus, eine entsprechende Bibelübersetzung zu schaffen (die Septuaginta; LXX). In dieser Stadt finden wir auch den herausragendsten Repräsentanten dessen, was wir „jüdische Aufklärung“ nennen können, den Philosophen Philo, der sich für eine Anpassung des jüdischen Glaubens und der Bibelauslegung an das griechische Denken einsetzte. Seine Methode war die Allegorie; auf diese Weise konnte er die Schwierigkeiten, die der Text dem philosophischen Denken bereitete, vermeiden. Von diesem Zeitpunkt an muss man sagen, dass das Erbe Philos, genauer gesagt seine allegorische Schriftauslegung, nicht von den Juden, sondern von den Christen bewahrt und weiterentwickelt wurde. Clemens und Origenes gründeten eine der ersten christlichen Schulen in Alexandria und etablierten ihre Interpretation des Christentums in der geistigen Tradition Philos.

Die Juden erfreuten sich normalerweise des Respekts von Seiten der öffentlichen Stellen. Diese gestanden ihnen üblicherweise Selbstverwaltung und das Recht zu, ihrer eigenen Gesetzgebung zu folgen sowie beträchtliche Geldmengen dem Jerusalemer Tempel zu übereignen. Eine andere Frage war die nach dem Verhältnis der Juden zur heidnischen Gesellschaft. Man kann eine zweifache Reaktion feststellen: Es gab einen wichtigen Teil der Bevölkerung, der sich vom jüdischen Monotheismus und seiner hochstehenden Ethik angezogen fühlte: „Proselyten“ (zum Judentum Bekehrte) und „Gottesfürchtige“ (Sympathisanten, die am Gottesdienst teilnehmen konnten). Aus diesen Gruppen kamen auch die ersten Heidenchristen, denn das Christentum erschien ihnen als die bequemere Spielart des Judentums, da es weder die Beschneidung noch die Einhaltung der Reinheitsgebote als Verpflichtung auferlegte. Doch der jüdische Exklusivismus, der die Juden - vor allem hinsichtlich der Speisevorschriften und der Beschränkung der Eheschließung auf die eigene ethnische Gruppe - von den anderen trennte, trug ihnen die Feindseligkeit des Großteils der Gesellschaft ein; sie wurden für „misanthrop“ (für „Feinde des Menschengeschlechts“) gehalten. Flavius Josephus überliefert eine sehr hohe Anzahl von gewaltsamen Konflikten zwischen jüdischen Gemeinden und der heidnischen Umgebung in ihrem Umfeld zu seiner Zeit.³

Es war während der Perserzeit, da sich die jüdische Identität – unter größeren Schwierigkeiten, als man manchmal meint – herausbildete. Parallel zu Tendenzen der ethnischen Absonderung und der Stärkung ethnischer Barrieren gab es auch universalistische Tendenzen, die nicht verschwanden und sogar in die Bibel Eingang fanden. Bald warf der Hellenismus mit seinem allgegenwärtigen starken Einfluss die Frage nach dem Verständnis der jüdischen Identität auf, und es gab darauf unterschiedliche Antworten⁴: Einige betonten das mosaische Gesetz; andere suchten innerhalb der Weisheitstradition nach einer Begründung des Gesetzes durch universale Werte (Aristeas-Brief, Buch der Weisheit, Sibyllinisches Orakel); dann wurde die Identität wiederum in einer ruhmreichen Vergangenheit und in der Erhöhung des eigenen Volkes verankert (Bücher der Chronik, Ester, Nehemias); eine andere Quelle jüdischer Identität war eine höhere Offenbarung, die Abraham, Mose oder einer anderen Person außerhalb des Gesetzes zuteil geworden war (pseudo-orphisches Fragment, Testament Ijobs, Testament Abrahams, 2 Henoch).

III. Juden und Christen angesichts des Hellenismus

Am Ursprung des Christentums sind drei entscheidende Faktoren auszumachen: die außergewöhnliche Persönlichkeit Jesu mit einer so besonderen Wirkung und das in seinem Namen in Angriff genommene messianische Unterfangen; das höchst vielfältige Judentum im 1. Jahrhundert auf der Suche nach seiner eigenen Identität und mit einer großen Fähigkeit zur Neuinterpretation seiner eigenen Traditionen; der Hellenismus, der kulturell und religiös sich gegenseitig verstärkende universalistische Tendenzen und Tendenzen der Verinnerlichung hervorsprießen ließ. Paradoxerweise entstand die Jesusbewegung in Palästina als eine Reaktion gegen die Hellenisierung, gegen den Typ städtischer Zivilisation, der in Galiläa mit den Herodianern Einzug hielt. Doch aufgrund des integrierenden Grundzugs der Jesusbewegung (sie wandte sich nicht an eine Elite von Reinen, sondern an *ganz* Israel, auch an die am meisten stigmatisierten Volksgruppen) und ihres Konflikts mit den Pharisäern öffnete sie sich in der Diaspora den Heiden und trat als Judentum von einer außerordentlich großen Fähigkeit zur Integration in Erscheinung. Es entstand als eine Weiterentwicklung von Traditionen, die im jüdischen Volk seit dem 3. Jahrhundert vorhanden sind.

Der Autor

Rafael Aguirre ist Professor emeritus der Bibelwissenschaften an der Universidad de Deusto in Bilbao, Spanien. Er war Direktor der Asociación Bíblica Española und gehörte von 1992 bis 1996 dem Leitungsgremium der Studiorum Novi Testamenti Societas an. Er ist Gründungsmitglied der Spanischen Gesellschaft für Religionswissenschaften und Mitglied im Beraterkreis der Zeitschrift „Estudios Bíblicos“. Veröffentlichungen u.a.: *La mesa compartida. Estudios del Nuevo Testamento desde las ciencias sociales* (1994); *Del Movimiento de Jesús a la Iglesia cristiana. Ensayo de exégesis sociológica del cristianismo primitivo* (1998); *Ensayo sobre los orígenes del cristianismo. De la religión política de Jesús a la religión doméstica de Pablo* (2001). Anschrift: Calle Barraincúa 16, 48009 Bilbao, Spanien. E-Mail: raguirre@teol.deusto.es.

Genauso entwickelte das pharisäische Judentum Traditionen fort, die der Synode von Jamnia weit vorausliegen. Die Septuaginta, die griechische Übersetzung der Bibel im 3.-2. Jh. v. Chr. war von entscheidender Bedeutung. Sie setzte eine Hellenisierung des Judentums voraus, aber gleichermaßen auch eine Judaisierung des Hellenismus. Die Septuaginta versammelt Texte, die in diesem Zeitraum übersetzt worden sind, und es ist bemerkenswert, dass ihre Version des Pentateuch viel stärker vom Hellenismus durchdrungen ist als die später entstandenen, viel wörtlicheren Übersetzungen. Dies spiegelt die Entwicklung der jüdischen Gesellschaft wider, die von einer liberalen Offenheit für den Hellenismus im Alexandria des 3. Jahrhunderts hin zu einer Rückkehr zu den traditionellen und nationalistischen Werten des Palästina der Hasmonäer ab dem 2. Jahrhundert vor Christus verlief.⁵

In diesen Zeiten ungeheurer Aufwallung, als es noch keinen biblischen Kanon gab, entstand eine bedeutende außerbiblische Literatur, und zwar zu einem guten Teil in der syrisch-babylonischen Diaspora (Tobias, Ester, Daniel, Buch der Wächter, Testament Abrahams, Susanna-Legenden, 1 Henoch etc.), die in der Griechisch sprechenden Diaspora Akzeptanz erfuhr. Dies ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass sie eine Antwort auf die eigene Problematik gab (bezüglich der Haltung gegenüber den Herrschern und Fremdkulten).

Einige dieser Werke wurden in die Septuaginta aufgenommen, die die Christen als ihre Bibel betrachteten. Deren ursprünglicher Inhalt war nicht vollkommen festgelegt, obwohl „Tora und Propheten“ niemals fehlten. Die verschiedenen Versionen der Septuaginta sind uns über christliche Kodizes aus dem 4. und 5. Jahrhundert überliefert. Auf deren Grundlage ist es nicht zulässig, von einem alexandrinischen Kanon zu sprechen, von dem der christliche abhängig gewesen wäre. Andererseits waren es auch die Christen, die viele der apokryphen jüdischen Schriften bewahrten und überlieferten, vor allem diejenigen, die sich auf die Patriarchen bezogen (Abraham, Noach, Henoch, der ägyptische Mose) und einen universaleren Horizont aufwiesen. Dennoch wurden die halachische Literatur, die so stark in Qumran vertreten war, und das Schrifttum, das sich auf David und den Mose der Gesetzgebung konzentriert, von den Christen verworfen. Die jüdische Literatur, die neue Wege der religiösen Erfahrung in den Offenbarungen suchte, die man den Gründungspersonlichkeiten der jüdischen Tradition zuschrieb, erfreute sich einer hohen Akzeptanz bei den Judenchristen, denn auf diese Weise konnten sie auf wunderbare Weise Jesus als den endgültigen Offenbarer darstellen.

Schlussfolgernd lässt sich sagen, dass sich das Judenchristentum im Allgemeinen als sehr viel bereitwilliger erwies, den inneren Pluralismus des Judentums zu rezipieren. Es sollte die samaritanischen, hellenistischen, pharisäischen, essenischen, sadduzäischen, priesterlichen und zelotischen Traditionen in sich aufnehmen. Seine große Fähigkeit zur Integration stellt einen Reichtum und eine Quelle von Konflikten gleichermaßen dar. Sie findet ihren Ausdruck auch in der Anerkennung eines breitgefächerten Schrifttums als Heiliger Schrift und in der Öffnung für den Hellenismus. Ein besonders bezeichnendes Fallbeispiel ist das

Buch der Weisheit, das auf Griechisch in einer stark vom Hellenismus geprägten Form im 1. Jahrhundert vor Christus geschrieben wurde. Die Christen nahmen es als heilige Schrift an, indem sie es Salomo zuschrieben. Während diejenige Strömung im Judentum, die schließlich die christliche Identität hervorbrachte, den Universalismus, die Apokalyptik, die Pluralität der jüdischen Tradition und die Öffnung zum Hellenismus weiterentwickelte, orientierte sich die pharisäische Strömung in umgekehrter Richtung und zog sich auf ihre semitische Identität zurück: Man förderte eine andere, wörtlichere Übersetzung des Alten Testaments ins Griechische (Theodikion, Aiquila, Symmachos), betonte die Gesetzestreue und die heilige Geschichte Israels. Am Ende des 2. Jahrhunderts kann man bereits sagen, dass man es mit einem definierten Christentum (das sich dessen bewusst war, dass es neben der hebräischen Bibel seine eigenen, gleichermaßen heiligen Schriften besitzt, die einen genügend klar umrissenen Textkorpus bildeten; die Ausdrücke „Christentum“ und „Judentum“ sind bereits weit verbreitet) und einem definierten Judentum (man stellte die Mischna zusammen; das Judentum fand seine Einheit in der pharisäischen Ausrichtung) zu tun hatte. Beide einander entgegengesetzten Gebilde sind entstanden, indem sie ältere Traditionen des jüdischen Volkes aufgriffen und weiterentwickelten. Christentum und Judentum entstehen als unterschiedliche Auslegungen der jüdischen Tradition und der Haltung gegenüber dem Hellenismus.

Das Christentum ist nicht die Hellenisierung des Judentums, wie Adolf von Harnack behauptet hat, doch es stimmt allerdings, dass das gebildete Judentum, oder, wenn man so will, das hellenisierte und kosmopolitische Judentum Alexandrias seine Fortsetzung im Christentum finden sollte. Dieses entstand aus dem jüdischen Mutterboden und hat sein Spezifikum im Glauben an Jesus als den Messias und in der Hoffnung auf sein messianisches Reich. Doch was seine ideologische und organisatorische Verfasstheit betrifft, ist der hellenistische Einfluss entscheidend. Hinsichtlich eines so komplexen und umstrittenen Themas wähle ich einige Beispiele. Bei Paulus gibt es zwei Schlüsselbegriffe, die aus dem Hellenismus stammen: Das Wort „ekklesia“ zur Bezeichnung der Gesamtheit der gläubigen Christen in einer Stadt geht auf den griechischen Gebrauch dieses Wortes zurück; hier meinte es die Versammlung der freien Bürger einer Stadt.⁶ Hier sind ein gewisser politischer Anspruch und die Überzeugung bestimmend, dass die Christen über ein eigenes Bürgerrecht im Himmel verfügen (Phil 3,20). Das Bild des Körpers im Hinblick auf die „ekklesia“ ist vom hellenistischen Bild des Körpers im Hinblick auf das Staatswesen übernommen.⁷ Es scheint nicht von der Hand zu weisen zu sein, dass Paulus auf Ausdrücke zurückgreift, die in den Mysterienreligionen gebräuchlich waren, wenn er über die Taufe, konkret über die Identifikation des Christen mit Christus spricht, mit dem er im Ritus stirbt und aufersteht. Allgemein lässt sich sagen, dass man bei den Christen sehr bald auf die neuplatonische Philosophie zurückgreift, um die Glaubensinhalte zu interpretieren. Gleichzeitig ist eine immer stärkere Akzeptanz der volkstümlichen Moral zu verzeichnen, die ihre Wurzeln im Stoizismus hat. Dies kann man zum Beispiel an den „Haustafeln“ sehen.⁸ Der berühmte johanneische „Logos“

kann seine Wurzeln durchaus in den jüdischen Spekulationen über die *memrá Jahwe* haben, doch er wurde sehr bald mit dem gesamten Gewicht der Bedeutung aufgeladen, den er in der griechischen Philosophie hat.

Die literarischen Genera selbst, die für die Christen besonders kennzeichnend sind, bezeugen dieses Ineinanderfließen von jüdischen und hellenistischen Vorstellungswelten. Die Biographie, die das Alte Testament nicht kennt, ist typisch für den Hellenismus (*vita, bios*). Die zeitgenössische Exegese anerkennt die Tatsache, dass die Evangelien eine eigene Art von „vita“ darstellen: einerseits in dem Sinne, wie sie in der Antike verstanden wurde, andererseits mit einer Besonderheit: Das Leben Jesu wird theologisch in der Tradition der jüdischen Schriften interpretiert. „Schon die Form der Evangelien zeigt somit, dass das Urchristentum an der Schwelle zwischen Judentum und Heidentum entstand.“⁹ Die andere große literarische Gattung des Urchristentums - die Briefe - hat ihr Vorbild nicht in der jüdischen Welt, sondern im Hellenismus, denn es waren Briefe von Plato, Cicero und den Kynikern im Umlauf. Die Sprachform des Neuen Testaments zeigt, dass wir uns mit dem Urchristentum auf der Grenze zwischen der jüdischen und der nichtjüdischen Kultur befinden.¹⁰

IV. Das Christentum als Mischform

Die Sozialwissenschaften benutzen zur Zeit die Kategorie der Hybridisierung. Sie erweist sich als sehr brauchbar, um das Christentum in seinen Anfängen zu verstehen.¹¹ Darunter versteht man „soziokulturelle Prozesse, in deren Verlauf sich voneinander unterschiedene Strukturen und Praktiken, die getrennt voneinander existierten, kombinieren, um auf diese Weise neue Strukturen, Gegenstände und Praktiken hervorzubringen.“¹² Die Kategorie der Hybridisierung ermöglicht offene und plurale Lesarten historischer Mischformen, und innerhalb von mehrdimensionalen Konflikten strebt sie nach Formen des Zusammenlebens, die jegliche Politik ethnischer Säuberungen kategorisch ausschließt. Es gibt Faktoren, die diese Hybridisierung begünstigen, wie zum Beispiel das Zusammenleben im Grenzgebiet oder Städte mit einer Bevölkerung unterschiedlicher Herkunft und Identität.

Die Gemeinden des Neuen Testaments, die wir am besten kennen, sind die paulinischen. In ihnen treffen wir auf Menschen aus sehr unterschiedlichen Kulturen. „Juden“ und „Griechen“ sind in Wahrheit Bezeichnungen für kulturelle Identitäten¹³ - diese Ausdrücke entsprechen nicht dem Gegensatz von „Juden“ und „Heiden“ -, die normalerweise in dieser Gesellschaft in Konfrontation leben. Das beginnt mit abwertenden Stereotypen und endet häufig in offenen Auseinandersetzungen. Das Zusammenleben von Leuten mit so unterschiedlichen Identitäten in den christlichen Gemeinden stellte ein historisches Novum dar. Wie ist es zu erklären? Die Sozialpsychologie hat verschiedene Ansätze herausgearbeitet, um Konflikte zwischen und in Gruppen zu reduzieren.¹⁴ Der wichtigste davon ist, die gemeinsame Gruppenzugehörigkeit dadurch zu stärken, dass man eine

höhere Instanz schafft, so dass die Identitäten aufgrund der unterschiedlichen Herkunft relativiert werden und miteinander vereinbar sind. So betont Paulus, dass die Gläubigen Christus angezogen haben, dass sie eins in Christus seien und dass sie Söhne und Töchter Gottes seien, so dass die ethnischen, sozialen und aufgrund des Geschlechts bestehenden Differenzen gleichsam inexistent seien (Gal 3,27-28). Doch man muss eine wichtige Beobachtung festhalten: Dieser Prozess der Neuordnung der Kategorien gibt nicht vor, die ursprünglichen Identitäten einfach abzuschaffen, was die ethnischen Vorurteile noch verschärfen könnte. Es ist interessant festzustellen, dass „Hebräer“ und „Hellenen“ diese Bezeichnungen beibehalten, auch wenn sie mit der gleichen Kirche von Jerusalem in Gemeinschaft verbunden sind (Apg 6,1; Gal 2,11ff: Hier ist es am auffälligsten, denn der Text spricht von „Heiden“ und „Beschnittenen“, obwohl alle Christen sind). Aus der kulturellen Vermischung und dem multiethnischen Zusammenleben (beide gehören untrennbar zusammen), das durch die Neuordnung der Kategorien innerhalb der Gruppe möglich wurde, entsteht eine gesellschaftliche Realität, die später sehr erfolgreich sein sollte, aber bereits im Neuen Testament zu finden ist: Die Kirche der Christen „der Beschneidung“ und „des Heidentums“, der Juden, Griechen und Barbaren, die das Erbe Athens und Jerusalems miteinander verbindet. Paulus fordert die Korinther auf: „Gebt weder Juden noch Griechen, noch der Kirche Gottes Anlass zu einem Vorwurf.“ (1 Kor 10, 32) Dies ist ein Schlüsseltext: Neben den ethnischen Identitäten (Juden, Griechen) gibt es ein in sich differenziertes soziales Gebilde, innerhalb dessen diese Identitäten relativiert werden und miteinander harmonisierbar sind, weil es durch den Glauben an Christus eine andere, stärkere soziale Identität hervorbringt. Es ist die „Kirche Gottes“ als „tertium genus“¹⁵, als integrative Instanz mit eigenen Strukturen und Praktiken.

Genau dieses Entstehen des Bewusstseins einer neuen sozialen Identität ist die Erklärung dafür, dass die Apostelgeschichte verfasst wurde. Sie setzt - vom literarischen Blickwinkel aus betrachtet - die biblische Geschichtsschreibung fort, doch steht sie der griechisch-römischen viel näher. Geschichte entstand, als es eine Gruppe mit einer eigenen und erkennbaren sozialen Identität gab. Die Apostelgeschichte möchte eine christliche Kirche mit Legitimität ausstatten, in der Leute unterschiedlichster Herkunft eine Tischgemeinschaft bilden und die das semitische mit dem griechischen Erbe verbinden wollen. Sie sollen als Erben der jüdischen und auch der griechischen Tradition anerkannt werden.¹⁶

Die Prozesse der Hybridisierung und Vermischung verlaufen normalerweise konfliktiv, es gibt Identitäten, die man nicht akzeptieren kann, es gibt sowohl Reaktionen der übertriebenen Betonung der eigenen Identität als auch der Auflösung derselben. Das pharisäische Judentum reagierte, wie wir gesehen haben, so, dass es sich auf seine semitische Identität zurückzog und diese bestärkte. Innerhalb des Christentums gab es streng judenchristliche Traditionen, die bis zu einem gewissen Grad Jesus anerkannten, aber die die Öffnung der jüdischen Identität für das Zusammenleben mit Griechen und Heiden nicht mehr akzeptierten. Auf der anderen Seite entstand der Gnostizismus mit außerordent-

lich kraftvollem Einfluss. Er stand für eine Auflösung der christlichen Identität in eine Welt der hellenistischen und orientalischen Spekulationen. Zu Ende des 2. Jahrhunderts haben wir es mit einer bemerkenswerten Vielfalt christlicher Traditionen zu tun, die sich gegenseitig anerkennen (synoptische, johanneische, paulinische, petrinische Christen etc.) und die auf unterschiedliche Weise das Ergebnis der Vermischung von Jerusalem und Athen sind, wobei der Glaube an Jesus Christus den Katalysator bildet. Dies kann man als „Proto-Orthodoxie“ bezeichnen.

V. Die reinen Formen als Mischformen, die erfolgreich waren

Ich habe einen komplexen Prozess notgedrungen typisiert und vereinfacht. Man könnte dazu viele Differenzierungen ergänzen, doch ich möchte zum Schluss einige Überlegungen anfügen und bin mir dabei dessen bewusst, dass die Erforschung der Vergangenheit von konkreten Perspektiven ausgehend und im Hinblick auf die Bedürfnisse der Gegenwart erfolgt.

- a) Die messianische Bewegung, die von Jesus in Gang gesetzt wurde und in ihm ihren entscheidenden Bezugspunkt hat, legte eine große Fähigkeit an den Tag, Anderes aufzunehmen und anzunehmen. Das betrifft die verschiedenen Strömungen des Judentums ebenso wie hellenistische Elemente. Die Tatsache, dass beide der Welt des Mittelmeerraumes angehören, erleichterte den Prozess der Hybridisierung zwischen beiden. Die gesellschaftliche Identität des Christentums ist das Ergebnis eines komplexen und konfliktiven historischen Prozesses.
- b) Die religiösen Formen neigen dazu, eine „Reinheit“ zu beanspruchen, die ihnen aus einer besonderen Tradition her erwächst oder sich himmlischen Offenbarungen verdankt. In Wahrheit ist die christliche „Proto-Orthodoxie“ am Ende des 2. Jahrhunderts eine Mischform, die sich gesellschaftlich durchgesetzt hat. Es war eine lebensfähige und plurale soziale Identität, die auf gesellschaftliche Bedürfnisse antwortete und die Zukunft der christlichen Gruppen ermöglichte.
- c) Die historische Forschung hat Schwierigkeiten, anerkannt zu werden, wenn sie an die mythische Darstellung rührt, mittels derer eine Gruppe ihre eigenen Ursprünge deutet. Im Fall des Christentums zerstört diese Forschung den Glauben nicht, sie verhilft ihm vielmehr zur Reife und lässt ihn kritischer werden, denn sie zeigt die Kontingenz der Grenzziehungen auf, mittels deren sich eine Gruppe definiert.
- d) Die Hybridisierung des Christentums seit seinen Anfängen war überaus erfolgreich; es konsolidierte sich mit der „Orthodoxie“ der kommenden Jahrhunderte (erste und entscheidende Konzilien). Doch dieser Erfolg kann sich in dem Maß in ein Hindernis verwandeln, in dem diese Weise, das Christentum zu verstehen, weiterlebt, während die Kultur, auf die es antwortete, bereits verschwunden ist. Die große Herausforderung des Christentums unserer Tage besteht darin, sich

mit der Kultur der Moderne und den nichtwestlichen Kulturen zu verbinden, seine Identität neu zu formulieren. Ohne sie ihrer Kraft zu berauben, damit sie innerhalb neuer gesellschaftlicher Kontexte relevant sei. Der Glaube an Christus verlieh seinen ersten Jüngern enorme Freiheit und erstaunlichen Scharfblick, um ausgehend von der jüdischen (bzw. griechischer oder barbarischer) Herkunft eine neue Identität auszubilden. Es wäre ein sehr großer Irrtum, diese Art der Identität zu sakralisieren und sie als immun gegen die Wechselfälle der Geschichte zu erklären.

¹ Martin L. West, *The East Face of Helicon. West Asiatic Elements in Greek Poetry and Myth*, Oxford 1997.

² Thorleif Boman, *Hebrew Thought Compared with Greek*, New York 1970; Claude Tresmontant, *Ensayo sobre el pensamiento hebreo*, Madrid 1962.

³ Diese Konflikte werden detailliert beschrieben in: Christopher D. Stanley, 'Neither Jew nor Greek'. *Ethnic Conflict in Graeco-Roman Society*, in: *Journal for the Study of the New Testament* 19 (1996/64), 101-124.

⁴ John J. Collins, *Between Athens and Jerusalem. Jewish Identity, in the Hellenistic Diaspora*, Grand Rapids 2000; Julio C. Treballe Barrera, *La identidad de judíos y cristianos a través de sus respectivos escritos*, in: Elena Muñoz Grijalvo (Hg.), *Del Coliseo al Vaticano. Claves del cristianismo primitivo*, Sevilla 2005, 79-85.

⁵ Julio C. Treballe Barrera, *La Biblia judía y la Biblia cristiana*, Madrid 1993, 335.

⁶ Jürgen Becker, *Paulus. Der Apostel der Völker?*, Stuttgart 1989, 454; Ekkehart W. Stegemann/Wolfgang Stegemann, *Urchristliche Sozialgeschichte. Die Anfänge im Judentum und die Christengemeinden in der mediterranen Welt*, München 1995, 228-231.

⁷ Carlos J. Gil Arbiol, *De la casa a la ciudad. Criterios para comprender la relevancia de las asambleas paulinas en 1 Cor*, in: *Didaskalia XXXVIII* (2008), 42-43.

⁸ Rafael Aguirre, *Del movimiento de Jesús a la iglesia cristiana. Ensayo sociológico sobre el cristianismo primitivo*, Estella 1998, 111-144.

⁹ Gerd Theißen, *Das Neue Testament*, München 2006, 12.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Es ist dem Wort „Akkulturation“ vorzuziehen, das ein Herrschaftsverhältnis einer Kultur über die andere voraussetzt, sowie auch dem Ausdruck „Assimilation“, der die Akzeptanz der grundlegenden Dinge der herrschenden Kultur von Seiten der beherrschten mit beinhaltet.

¹² Néstor García Canclini, *Noticias recientes sobre la hibridación*, in: *Transcultural Music Review*, Nr. 7 (2003), www.sibetrans.com/trans/trans7/canclini.htm, Seite 2.

¹³ Röm 1,6; 2,9-10; 3,10; 1 Kor 1,22; 10,32; 12,13; Gal 3,28.

¹⁴ Philipp F. Esler, *Conflict and Identity in Romans*, Minneapolis 2003, stellt diese Studie vor und wendet sie in glänzender Weise an.

¹⁵ Tertullian, *Ad Gentes*; Aristies, *Apol.* 2,2; Clemens von Alexandrien, *Stromata* 5,41,6; *Diognet* 5-6.

¹⁶ David E. Aune, *El Nuevo Testamento en su entorno literario*, Bilbao 1993, 180-183.

Aus dem Spanischen übersetzt von Dr. Bruno Kern M.A.